

03
ZZK
47195

Siegener
Papiere zur
Aneignung
Sprachlicher
Strukturformen

Spracherwerb und Sprachwandel:
Zweckehe oder gefährliche Liebschaft?
Clemens Knobloch

Heft 7 / 2000

Schriftenreihe der Universität-GH-Siegen

Herausgegeben von Helmut Feilke, Klaus-Peter Kappes und Clemens Knobloch



G 00/1215

© Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte liegen bei den Autoren.
Auch unverlangt eingesandte Manuskripte werden sorgfältig geprüft.
Manuskripte bitte an die Herausgeber:

Universität-GH-Siegen
Fachbereich 3
Schriftenreihe „SPASS“
Adolf-Reichwein-Str.
57076 Siegen

03 = ZZK 47195

Herausgeber: Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappest, Clemens Knobloch
Vertrieb: Siegener Institut für Sprachen im Beruf, Tel.: 0271/740-2349
Druck: Zentrale Vervielfältigungsstelle der Universität-GH-Siegen

ISSN 1435-4411
Universität-GH-Siegen 2000

- BFB -

- BFY -

1. Einige Beobachtungen

Auf den ersten Blick scheint alles ganz einfach: Wo soll der historische Wandel natürlicher Sprachen stattfinden, wenn nicht im Prozeß ihrer Neuaneignung durch die je folgende Generation? Die Erfahrung, daß die "Jungen" anders sprechen als die "Alten", haben wir alle gemacht. Bevor er sich zur neuen Norm mausert, beginnt jeder Sprachwandel bekanntlich seine Laufbahn als Normverstoß. Und haben wir nicht alle, gleich welche Zeiten wir ins Auge fassen, immer wieder den stereotypen Klagesatz gelesen, die Schüler könnten nicht einmal mehr richtig deutsch sprechen und schreiben? Was liegt näher, als in der zeitlosen Konstanz dieser Beobachtungen den sicheren Beweis dafür zu sehen, daß Sprachwandel und Spracherwerb gewissermaßen die zwei Seiten ein und derselben Medaille sind, unterschieden nur durch die Zurechnung: auf die je nachwachsende Sprechergeneration einmal und auf "die Sprache" das andere Mal?

So oder ähnlich haben in der Tat viele Sprachwissenschaftler gedacht, und so denken auch heute viele. Die methodisch ernsthafte Erforschung des kindlichen Spracherwerbs entstammt der Verbindung der frühen Entwicklungspsychologie mit dem linguistischen Interesse an den bestimmenden Faktoren des Sprachwandels, und in den klassischen Texten der frühen Spracherwerbsforschung (z.B. Stern & Stern 1928) fehlen Erörterungen über das Verhältnis der Kindersprache zur allgemeinen Sprachentwicklung fast nie. Seit sich die (auch heute gültige) junggrammatische Erkenntnis durchgesetzt hat, die Gründe für den Sprachwandel seien nur in der ganz gewöhnlichen Sprechfähigkeit selbst zu suchen und zu finden, wird auch in der diachronen Sprachwissenschaft erbittert um den "Einfluß der Kinder auf die Sprachentwicklung" gestritten (So heißt ein zentrales Kapitel in Otto Jespersens einflußreichem Buch "Die Sprache" von 1925). Es macht durchaus keine Schwierigkeiten, aus der jüngsten Vergangenheit Zitate zusammenzutragen, die belegen, daß eine ungebrochene Tradition der Engführung von Spracherwerb und Sprachwandel gibt. Im Metzler Lexikon Sprache heißt es:

Der Generationenwechsel ist der soziale Ort aller Sprachveränderung, und da das Zusammenleben verschiedener Generationen jede soziale und sprachliche Gegenwart kennzeichnet, ist Sprachwandel ein stets aktuell ablaufender Vorgang und nicht nur ein abgeschlossenes Resultat historischer Abläufe. (Glück 1994:590)

Vorherrschend in der gegenwärtigen Diskussion ist die Engführung von Erwerb und Wandel über die gemeinsame Präferenz von Kindern und Sprachen für mehr "Natürlichkeit" (vgl. Bittner 1991, Wurzel 1991). Darauf wird zurückzukommen sein. Zitieren wir vorerst nur noch eine weitere Stimme aus der Spracherwerbsforschung, weil sie das Stichwort für den folgenden Abschnitt liefert:

The development of language in childhood is but one of several ways of studying how language changes over time. Developmental psycholinguistics, in dealing with diachronic processes in the individual, shares much common ground with historical linguistics, with studies of language in contact, and with the investigation of the evolution of pidgin and creole languages. *In all these instances, it has become clear that the study of language during its unstable or changig phases is an excellent tool for discovering the essence of language itself.* (Slobin 1977:185; Hervorhebung von mir, CK)

Das ist in der Tat der Knackpunkt, salopp gesprochen: Spracherwerb und Sprachwandel sind Phänomene, die uns gestatten, Sprachsysteme unter dem Gesichtspunkt ihrer "dynamischen

Instabilität" zu beobachten. Das haben beide Phänomene gemein mit Pidgin- und Creole-Sprachen, die sich ebenfalls relativ rasch herausbilden und verändern, d.h. unter zeitlichen Verhältnissen, die sich leicht beobachten lassen.

Wie schwer dagegen der gemeine diachrone Sprachwandel zu beobachten ist, das macht man sich gewöhnlich nicht hinreichend klar. Oder jedenfalls nur dann, wenn man sich ständig vergegenwärtigt, daß wir selbst für die diachron am besten erforschten Sprachen, wenn wir mehr als 60 oder 70 Jahre zurückgehen, eigentlich nur Schriftzeugnisse als Belege haben. Und wer ernsthaft über das (höchst variable) Verhältnis von Lautung und Schreibung, von Sprechnorm und Schreibnorm, nachgedacht hat, der wird noch nicht einmal behaupten wollen, daß er mit der Abfolge der Schreibungen über ein halbwegs zuverlässiges Zeugnis der Laut- und Formenentwicklung verfügt, selbst dann, wenn man von der diesbezüglich mehr als peinlichen Tatsache absieht, daß es vor 1901 keine allgemeine orthographische Norm für das Deutsche gab (und ergo synchronische Variation der Schreibungen von diachronem Wandel der Lautung nur mit einer gehörigen Prise Spekulation unterschieden werden kann). Und selbst diese windige Evidenz wird noch eine Spur windiger, wenn man den Regionalismus der Lautungen und Schreibungen bedenkt. Wem das noch nicht genügt, der sei zu allem Überfluß an die neueren Erkenntnisse der Schriftforschung erinnert, welche die beträchtliche Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit der Schrift gegenüber der gesprochenen Sprache (in Morphologie, Syntax, Lexikon und Textualität) zweifelsfrei herausgestellt haben. All das trägt jedenfalls nicht dazu bei, das Vertrauen in die Vorräte diachronen Wissens, die in den Schatzkammern des historisch-vergleichenden 19. Jahrhunderts lagern, allzu blind und blauäugig werden zu lassen.

Attraktivität und Reiz des Spracherwerbs für die diachrone Linguistik liegen demnach klar auf der Hand: Der Spracherwerb lockt mit der Aussicht, die "*dynamische Instabilität*" von Sprachsystemen sei unter den freundlichen Bedingungen des *Zeitraffers* zu beobachten. Da geht es schließlich nur um ein paar Jährchen, und der Werdegang eines individuellen Sprachsystems läßt sich vergleichsweise leicht aufzeichnen und dokumentieren. Alle Quisquilien der genuinen Diachronie sind mit einem Male wie weggeblasen.

Andere einschlägige Denkfiguren können hier nur genannt werden: So wird z.B. argumentiert, in der Dynamik des Sprechens existiere ein Gegensatz zwischen den Bedürfnissen der Sprecher nach effektiver und verdichteter Codierung und den Bedürfnissen der (Hörer und vor allem der) Lerner nach Durchsichtigkeit und geringem Reanalyseaufwand. Auch diese Denkfigur spielt dem Erwerb die Schlüsselrolle beim Sprachwandel zu. Denn der muß diesen Gegensatz ständig neu kalibrieren. Andere Autoren sehen umgekehrt in der spontanen Neigung von Kleinstkindern zu Reduplikation, Kontamination und Juxtaposition die Ausgangslage für diachrone Grammatikalisierungsprozesse. Allenthalben also nach wie vor der Versuch, den Schlüssel für die erratischen Bewegungen der Diachronie im (vermeintlich) wohlgeordneten Spracherwerb zu finden.

Die diachrone *Zeithupe* dagegen läßt uns bisweilen für Jahrzehnte (und darüber hinaus prinzipiell) im Unklaren, ob neu auftauchende Formen und Konstruktionen modische, sozial, regional, medial oder situativ gebundene Varianten bleiben oder ob sie sich tatsächlich durchsetzen und ihre älteren Konkurrenten verdrängen. Synchrone Variation und diachroner Wandel lassen sich nur aus der Vogelperspektive überhaupt unterscheiden. Das macht die sprachkritische Publizistik so wohlfeil und langweilig: sie spießt jede Sprechmode auf und bläht sie zum unaufhaltsamen Sprachwandel, der natürlich immer ein Wandel zum Schlechteren sei. Dagegen kommt der unwiderstehliche

grammatische Wandel gewöhnlich auf leisen Sohlen und wird erst bemerkt, wenn viel später eben einer aus der Vogelperspektive schaut (vgl. für die Nominalflexion Wurzel 1984, für einige unter unseren Augen ablaufende Veränderungen Lehmann 1991)

Begrenzt man die Beobachtungen auf den (im weiten Sinne) grammatischen Wandel (und zudem auf die Verhältnisse im Deutschen), so lassen sich in der Tat einige höchst suggestive Tatsachen zusammentragen:

* Jede Sprachgeschichte notiert den Umstand, daß sich langfristig die schwache Verbflexion auf Kosten der starken ausbreitet. Verben wie /bellen, melken, schmiegen/ und manche anderen mehr (vgl. Augst 1977) sind in von uns überschauten Zeiträumen von der starken in die schwache Flexion übergegangen, eine Reihe von weiteren (/backen, gären, saugen, triefen/ etc.) ist unter unseren Augen dabei, die Seiten zu wechseln. Wer sagt schon noch /buk, gor, sog, troff/? Einen Überblick gibt Bittner (1996). Im Übergang konkurrieren bisweilen starke und schwache Formen bei der Bearbeitung von grammatischer und semantischer Polysemie: /schleifte/ (intr.) vs. /schliff/ (tr.) etc. Und wer sich von starken Prognosen Resonanz verspricht, der prophezeit gar das ultimative Ende der starken Verben in absehbarer Zeit. Das Risiko ist gering, denn wer zu seinen Lebzeiten an solche absurden Pognosen erinnert wird, der kann leicht an den immensen Zeitbedarf diachronen Wandels, an den notorischen Konservatismus natürlicher Sprachen, erinnern.

* Im Gegenzug kann jede Dokumentation des kindlichen Spracherwerbs mit Daten aufwarten, welche für bestimmte Phasen des frühkindlichen Sprechens zweifelsfrei eine normwidrige Bevorzugung der schwachen Verbflexion belegen. Und zwar auch in den Sphären, die sich diachron weitgehend *on the safe side* bewegen. Vorschulkinder sagen ungeniert /gehte, gingte, schwimmte, schlafte, magte.../, sie gebrauchen eine Zeitlang starke und schwache Formen (sowie hyperkorrekte oder "doppelt flektierte" wie /gingte/) des nämlichen Verbs *promiskue*, und sie verwenden vielfach, worauf zurückzukommen sein wird, die "falschen" Formen, nachdem sie vorher bereits die "richtigen" zu beherrschen schienen. Zeitweise regularisiert werden auch andere Eigenheiten von Verben, z.B. /trestet, tretet/ statt /trittst, tritt/ u.v.a.m.

* Systemfremde Einsprengsel in der Pluralbildung der Substantive, z.B. die (meist eingewanderten) stammflektierenden Nomina wie /Firma, Villa, Fresko, Atlas.../, bei denen das Pluralsuffix nicht einfach an die Singularform angehängt, sondern zuerst ein Singularmorphem abgestrichen wird, zeigen in Erwerb und Diachronie eine deutliche Tendenz zur regularisierten Grundformflexion: /Firmas, Villas, Freskos, Atlasse/ statt /Firmen, Villen, Fresken, Atlanten/.

* Nicht weniger suggestiv, aber insgesamt etwas anders gelagert, ist der Umstand, daß Kinder in bestimmten Phasen ihrer dynamisch instabilen Grammatikentwicklung dazu neigen, "unikonische" Nullformen durch "ikonische" Formen zu kompensieren. "Ikonisch" in diesem Sinne ist eine Form dann, wenn sie ein Mehr an Bedeutung (wie "Plural") auch durch ein Mehr als Form symbolisiert. Jede Erwerbschronik kann mit reichlich /Onkels, Fensters, Kabels, Lasters/ und dergleichen aufwarten. Der Null-Plural scheint den Kindern phasenweise nicht recht einzuleuchten. Es muß keineswegs immer der /-s/-Plural sein, der an dessen Stelle tritt, wiewohl ihm eine gewisse Vitalität nicht abgesprochen werden kann, weil er auch in der Erwachsenensprache der Not- und Ersatzplural für alle die Fälle bleibt, für die kein anderes Modell wirklich "greift". An diesen Ort gehören auch die zahllosen, teils ernstesten, teils spielerischen Überdehnungen "starker" Systemmerkmale, die man sowohl dem Erwerb als auch der Diachronie als "drift" (so bezeichnet Sapir (1961) die inhärente

Dynamik eines Sprachsystems, die typische "Richtung" seines Wandels) zurechnen kann.¹ Hier taucht für das Deutsche regelmäßig der Umlaut auf. Aus eigenen Belegen lassen sich die /Mittgsschläfe, Büsse, Gäbel, Hünde/ beisteuern, Verbildungen wie /nur wenn man gut aufpäßt/ (S. 4;9) oder auch die unzähligen passageren Belege für /güter/ statt /besser/, bei denen zusätzlich die Suppletion "korrigiert" wird etc.²

Solche Phänomene lassen sich nicht nur beliebig vermehren, sie zeigen sich auch im Erwerb und im Wandel anderer Sprachen. Höchst typisch und vielfach notiert im Erwerb stark grammatikalisierter und hoch "verdichteter" Subsysteme ist deren analytische Explikation ("reinforcement"). Sie kommt vor im Feld synkretischer Flexionsmorpheme und auch im Feld der Wortbildung. Englische Kinder sagen typischer- (und "natürlicher"-)weise eine Zeitlang /hitted/ statt der stammidentischen Partizipialform /hit/. Wenn sie entdeckt haben, daß kontrahierte Auxiliare analytisch rephrasiert werden können, "übertreiben" sie zeitweise deren Explikation und sagen /I will not, I do not, I will/, wo jeder größere Sprecher /I won't, I don't, I'll/ sagt (Slobin 1977:189). Im Bereich der kausativen Verbalkonstruktionen, wo das Deutsche (ähnlich wie das Englische) hochgradig buntscheckige Verhältnisse aufweist: von suppletiv (/sterben/ vs. /töten/) über motiviert (/sitzen/ vs. /setzen/, /stehen/ vs. /stellen/, /liegen/ vs. /legen/, /fallen/ vs. /fällen/, /trinken/ vs. /tränken/) bis hin zu identisch (/kochen/ vs. /kochen/),³ berichtet die Literatur (vgl. Bowerman 1982 für das Englische) von einer temporären Tendenz zur Regularisierung bestimmter Bildungen, zunächst nach dem Muster der (im Englischen häufigen) "Identität" und dann im analytischen Modus (z.B. /make dead/ für /kill/ etc.).

Die nämliche Erscheinung ist auch im Wandel flektierender Sprachen höchst alltäglich. Notorisch ist die Ablösung der englischen und der französischen Kasusflexion durch den erweiterten Gebrauch bestimmter Präpositionen auch im Kernbereich der adverbialen Valenz. Man streitet bis heute darüber, ob der Abbau der Kasus den Vormarsch der Präpositionen hervorgerufen hat oder ob der Vormarsch der Präpositionen die Kasus zurückgedrängt hat, aber dieser Streit mag sehr wohl dem um des Kaisers Bart gleichen. Vor unseren Augen vollzieht sich die allmähliche Ersetzung der (weitgehend auf die Schriftsprache beschränkten) flexivischen Konjunktivformen durch die stärker analytischen bzw. periphrastischen Bildungen mit /würde, hätte, wäre/. Und dem diachronen Rückzug des flexivischen Konjunktivs scheint in der Chronologie des individuellen Spracherwerbs der Umstand zu entsprechen, daß dieser erst spät, unter dem Einfluß von Schule und Schrift, auftaucht sowie (nicht nur bei Wenigschreibern) mit lebenslanger Normunsicherheit verbunden

¹. Für Sapir ist der diachrone "drift" einer Sprache freilich nicht in den kindlichen Abweichungen von der Sprechnorm verkörpert, sondern in den Formen, bei deren Gebrauch es den erwachsenen Sprechern "unbehaglich" ist (was. z.B. für viele Formen des flexivischen Konj. im Deutschen zutrifft!).

². Morphologen betonen mit gutem Recht, daß (dominant verbaler) Ablaut bei den starken Verben und (dominant nominal-adjektivischer) Umlaut semiotisch höchst differente Erscheinungen sind. M.W. ist jedoch noch nicht ernsthaft untersucht worden, ob beide Erscheinungen nicht darin übereinkommen, daß sie Grund- und Nennformen gegen grammatisch komplexere Wortformen des nämlichen Lexems absetzen. Übrigens macht es auch keine Schwierigkeit, in Erwerbschroniken Belege für die "Untergeneralisierung" der Umlautung zu finden, z.B. /Walde/ für /Wälder/ (S. mit 4;10 - neben der richtigen Form). Weiterhin gilt die Vermutung, daß alles, was im Erwerb spät und schwierig ausfällt, von Wandel bedroht sei, ebenfalls nicht lückenlos. Ich kenne praktisch keine Erwerbschronik, in der nicht die Genusindikation der Possessivpronomina nach der Possessorseite in der 3. Person (/sein-, ihr-/) bis Schulbeginn problematisch bleibt, ebenfalls die adjektivischen Formen in der 1. Pers. Pl. (/unseres Haus/) in ihrem Unterschied zu den nominalen. M.W. behauptet niemand, daß hier Wandel bevorsteht.

³. Das Englische hat auf den ersten Blick einen ausgeprägteren Hang zur "Identität", d.h. zur bloß *konstellativen* Unterscheidung von [+kausativ] durch den Valenzrahmen: /the door opened/ - /he opened the door/ etc. Kinder verlegen sich zunächst auf diese Technik auch da, wo die Norm sie nicht zuläßt: /will you climb me up/, /I'm going to round it/ etc. (Bowerman 1982).

bleibt. Wie heißt es denn nun eigentlich: /Er hat gesagt, er schreibe den Brief/ oder /..er schreibe den Brief/?

Will man Sinn und Nutzen dieser Engführung von Spracherwerb und Sprachwandel ausloten, dann muß gründlich untersucht und verglichen werden, in welchen Hinsichten man in Ontogenese und Diachronie von "dynamischer Instabilität" des Sprachsystems sprechen kann und ob der Ausdruck in beiden Kontexten tatsächlich das gleiche bedeutet. Denn schließlich haben wir ja gelernt, daß identische Bezeichnungen zwar identische Sachverhalte suggerieren, aber keineswegs verbürgen. Wenn es sich bloß um "Familienähnlichkeiten" handeln sollte, dann müssen die Verwandtschaftsverhältnisse genauer eruiert werden.

2. Dynamische Instabilität im Spracherwerb

Der kindliche Spracherwerb ist ein Projektionsmagnet. Immer wieder machen Sprachforscher ihn zum Exempel. Es besteht die Erwartung, daß höchst allgemeine Fragen der Sprachtheorie, die sich der direkten Beobachtung entziehen, am kindlichen Spracherwerb "indirekt" beobachtet werden können. So war es Neugier auf die phylogenetischen Anfänge der Menschensprache, was zuerst den Blick auf die Sprache des Kindes lenkte. Als Haeckels "biogenetisches Grundgesetz" wissenschaftliche Tagesmode war, glaubte man, die kindliche Sprachentwicklung rekapituliere die Sprachentwicklung der Menschheit. Es versteht sich, daß auch die Wortführer der Natürlichkeitstheorie an einer Exhumierung Haeckels kein ernsthaftes Interesse haben, wenn sie auf "Parallelen" zwischen Erwerb und Wandel verweisen. Dennoch muß man von vornherein auf bestimmten Divergenzen insistieren:

* Der kindliche Spracherwerb hat eine klare und wohldefinierte Zielgröße, auf die er sich zubewegt: die (naturgemäß höchst variationsreiche) Norm der jew. Standardsprache. Von der aus nämlich wird das kindliche Sprechen geprägt und beeinflusst. Für den diachronen Wandel mag man einen "drift" konstatieren können, eine allgemeine Tendenz, mit der Erscheinungen, die sich durchsetzen, konform gehen, aber eine klare Zielgröße des historischen Wandels wird wohl keiner zu behaupten wagen.

* Der kindliche Spracherwerb bezieht seine strukturelle Instabilität aus der sozial-kognitiven Labilität und Dynamik der kindlichen Entwicklung selbst. Dieser Faktor entfällt in der Diachronie völlig, obwohl man durchaus der Meinung sein kann, daß er für die ontogenetische Instabilität der Sprache der entscheidende Faktor sei. Die schlichte Tatsache, daß all die hübschen kindlichen Bildungen, die ach so viel "natürlicher" sind als die Norm der Erwachsenensprache, gleichwohl nach kürzester Latenz spurlos (?) verschwinden, spricht eine deutliche Sprache.

* Diachroner Wandel ist irreversibel, er schafft eine neue Ausgangslage für das Sprechen (und für den Erwerb!), die "entsprechenden" Erscheinungen des kindlichen Spracherwerbs sind passagere Symptome der Restrukturierung von "Lernergrammatiken", höchst aufschlußreich darin, daß sie ein neues Niveau der dynamischen "Repräsentation" von Sprache im Kopf des Lernalters anzeigen (Karmiloff-Smith 1992).

* "Medial" induzierter Sprachwandel (am besten untersucht ist hier der Komplex der Ausbreitung von Schrift und Buchdruck in der frühen Neuzeit), der ganz ohne Zweifel Parallelen auch in der Ontogenese aufweist, wirkt hier durchaus nicht im gleichen Sinne wie in der Diachronie. Während der individuelle Spracherwerb in einer Schriftkultur von vornherein unter dem Einfluß von Schrift und Schriftlichkeit steht, transformiert der diachrone Wandel einen Sprachzustand, der zuvor weitgehend ohne Kontakt zur Schrift perpetuiert wurde.

3. Dynamische Instabilität in der Diachronie

Auch im (diachronen) Sprachwandel gilt natürlich: Es ist nicht "die" Sprache, die "sich" verändert. Die einzig "reale", mit ontologischer Dignität versehene, Existenzform einer jeden Sprache ist das Sprechen derselben. Aller Sprachwandel muß durch unser aller Köpfe hindurch. Jede lautliche, grammatische und semantische Veränderung muß durch uns alle als Sprecher gewissermaßen ratifiziert werden. Nur wenn wir bereit sind, sie zu akzeptieren, wenn wir sie gewissermaßen bereitwillig nachplappern, dann hat sie eine Chance sich durchzusetzen. Man kann also vermuten, daß die "Tendenzen" des Sprachwandels nur dann eine Chance haben, wenn sie mit tiefsitzenden "Tendenzen" unseres psychischen Sprachverarbeitungsapparates harmonieren. Das freilich ist ein einfacher Truismus, weil es eben nicht mehr heißt, als daß Sprachen in allen ihren diachronen Varianten gelernt und gesprochen werden können müssen. Und das können sie nur, wenn sie uns entgegenkommen. Manche Sprachforscher sprechen sich (und tautologisch) davon, daß nur mehr "Natürlichkeit" im Sprachwandel durchkommen könne. Was dann in der Regel nur heißt, daß der Begriff der "Natürlichkeit" nach den starken und durchsetzungsfähigen Tendenzen des Wandels mehr oder minder ad hoc bestimmt wird.

Zudem gehört zu den fraglosen Prämissen einer solcher Argumentation die Annahme, daß unser psychischer Sprechapparat nicht einfach ein Produkt, nicht einfach das "Negativ" der Sprache ist, die wir in unserer formativen Periode zu sprechen gelernt haben, mit dem Ergebnis etwa, daß der Sprechapparat eines Kindes, das Chinesisch lernt, eben einfach etwas anders geprägt wird als der Sprechapparat eines Kindes, das Türkisch oder Russisch lernt. Es könnte ja durchaus sein, daß die Variationsbreite der natürlichen Sprachen von der *Plastizität* (also gerade nicht von den festen Regeln) unserer Kognition gedeckt wird. Da es hier allein um die Technik der Beherrschung geht, wäre eine solche Annahme keineswegs zwangsläufig mit (Sapir-Whorf'schen) Weltbildkonsequenzen verbunden. Die Minimalzeichen natürlicher Sprachen (vgl. Feilke 1998) präsentieren sich dem lernenden Kind als "invitations to form categories" (Waxman & Markov 1995). Das schließt nicht aus, daß hochgradig synkretische Zeichen, wie sie in flektierenden Sprachen üblich sind, so verwickelt einladen, daß lediglich die Grammatiker gerne annehmen und alle übrigen Sprecher sich mit praktisch hinreichend distinktiven Gewohnheiten begnügen, die automatisiert sind und das auch bleiben. Es gibt reichlich Evidenz dafür, daß typologische Merkmale der Sprachstruktur den Erwerbsprozeß stark mitprägen (vgl. die glänzenden Sammlungen und Übersichten bei Slobin 1985ff): Grammatische Zeichen, die silbisch, starktonig und semantisch transparent bzw. eindeutig sind, werden offenbar anders gelernt als grammatische Zeichen, die immer schwachtonig, reich an Allomorphie und subsyllabisch sind (wie vielfach in den ide. Sprachen). M.a.W.: Hohe Grammatikalisierungsgrade erzwingen andere, stärker subkutane Lernmodi, und es spricht einiges dafür, daß die oben skizzierten kindlichen Überregularisierungen

den Übergang von "holistischen" zu analytisch-kompositionellen Lernstrategien anzeigen, die dann im Gegenzug wieder quasi-holistisch "korrigiert" werden müssen.

4. Der arme Ferdinand oder: das Kreuz mit den sprachwissenschaftlichen Antinomien

Daß die unvermittelte Gegenüberstellung von *Diachronie* und *Synchronie* für uns fest mit dem Namen Ferdinand de Saussures verbunden ist, entbehrt nicht der Tragikomik. Wer sich mit den (zwischenzeitlich auch auf Deutsch publizierten; vgl. Fehr 1998) Notizen aus dem Nachlaß des Genfer Sprachforschers vertraut gemacht hat, der weiß, daß ihm die synchrone "Identität" des Zeichens nicht weniger (und nicht auf grundsätzlich "andere" Weise) problematisch war als dessen diachrone Identität. Im Prinzip stellt jeder Akt der "Weiterverwendung" eines gelernten (bilateralen) Zeichens im Sprechen alle Probleme der Synchronie und alle Probleme der Diachronie. Es ist lediglich der sprachwissenschaftliche Blick, der die Akzente setzt. Der diachrone Blick suggeriert Diskontinuität, auch da, wo die Dinge sich kaum verändert haben, und der synchrone Blick suggeriert Identität und Zusammenhang auch da, wo eine Einheit der Ausdrucksseite den Spielraum ihrer Verwendungsweisen kaum zu verklammern vermag.

Die verschiedenen Verwendungen einer Ausdruckseinheit zu einem gegebenen Zeitpunkt sind durchweg nicht weniger disparat (und durch ähnliche Relationen verbunden) wie die diachronen Werte einer Einheit, deren Ausdrucksseiten historisch aufeinander zurückgeführt werden können. Vielfach existiert auch das in einer Sprache synchron und nebeneinander, was man gerne diachronen Gesetzen des Sprachwandels zurechnet.

Zwei Beispiele: Im Deutschen sind sowohl die Formen des bestimmten Artikels (/der, die, das/) als auch die Formen des Relativpronomens (/der, die, das/) und ebenso die allgemeine Konjunktion /dass/ Abkömmlinge der mehrzweigigen Grammatikalisierung des Demonstrativums /der, die, das/. Zwar ist die Formseite ebenfalls ausdifferenziert: Artikel sind immer unbetont, sie haben im Genitiv /des, der, des/ statt /dessen, deren, dessen/, die Konjunktion ist unveränderlich etc. Dennoch bilden sie nicht nur ein diachrones "Nacheinander", sondern ebenfalls ein synchrones "Nebeneinander". Was man "Grammatikalisierung" nennt und als diachrone Transformation eher lexikalischer Zeichen in eher grammatische Zeichen beschreibt (vgl. Lehmann 1995, Diewald 1997 für eine präzise und verständliche Einführung), das imponiert als ausschließlich diachron nur dann, wenn mit ihrer Grammatikalisierung die lexikalische Ausgangsgröße untergeht, was keineswegs immer oder auch nur häufig der Fall ist. Nehmen wir als zweites Beispiel das englische /going to, gonna/-Futur, diachron zweifellos ein Abkömmling des Vollverbs /go/, das aber neben ihm in aller Ruhe weiterexistiert. Die Möglichkeit der "Selbstkombination" zeigt zwar, daß beide Zeichen sich im Bewußtsein der Sprecher weitgehend getrennt haben: /I'm gonna go get some breakfast for us/. Die Formseite des grammatischen Elements hat sich ebenfalls radikal verändert, das /to/ der analytischen Bildung ist - im beiläufigen Sprechen - durch Fusion fast verschwunden, die Bedeutung hat sich von der "Fortbewegung" zum grammatischen Futurzeichen gemausert, und die kontextuelle Kombinierbarkeit mit anderen Verben ist beinahe unbegrenzt.

Ein solches Nebeneinander unterschiedlich stark grammatikalisierter Abkömmlinge "derselben" ausdrucksseitigen Einheit hat zweifellos markante Folgen für den kindlichen Spracherwerb, dergestalt nämlich, daß Kinder ihre Kenntnis der lexikalischen Form dazu benutzen können, die

stärker grammatikalisierten und "formalen" Abkömmlinge zu reanalysieren, sobald sie die Beziehung zwischen beiden entdeckt haben. Wir wissen, mit welcher Hingabe Kinder synchrone Beziehbarkeiten im lexikalischen Bereich zum Aufbau mehr oder weniger plausibler Nenn- und Bezeichnungsmotivation einsetzen. Um ein vom Standpunkt der Erwachsenen wenig plausibles Beispiel zu nennen: S. hat etwa von 3;6 an beharrlich /Restaurant/ als /Ess-taurant/ reanalysiert und dem unvertrauten Lexem damit wenigstens einen vertrauten Bestandteil beigegeben.

Wenn es ähnliche Anhaltspunkte für die Reanalyse sprachlicher Darstellungsschemata auch im grammatischen Bereich geben sollte, dann wäre das zweifellos bedeutungsvoll für den Spracherwerb. Was aber passiert, so kann man sich fragen, wenn die Rückbeziehbarkeit stärker grammatischer Formen auf ihre eher lexikalischen Ursprünge als Turbolader für den Lernprozeß entfällt? Das kann, wenn der Fall eintritt, wenigstens zwei Gründe haben: Einmal kann die lexikalische Ausgangsform selbst untergegangen sein, oder aber der Laut- und Formenwandel (nebst Funktionswandel) hat die Beziehbarkeiten so verdunkelt, daß auch die üppigste Lernerphantasie keine Brücke zwischen der Ausgangsform und ihren Abkömmlingen mehr bauen kann.

Diese Überlegung ist keineswegs hypothetisch. In den uns vertrauten flektierenden Sprachen ist ein nicht unerheblicher Teil der grammatischen Funktionsmorphologie so organisiert, daß Beziehbarkeit der Minimalzeichen zu anderen (und bedeutungshaltigeren) Elementen vollkommen illusorisch bleiben muß.⁴ Wer z.B. würde es wagen können den kargen Bestand der Flexionselemente des Deutschen (oder gar den noch kargerem des Englischen) auf bedeutungshaltige Minimalzeichen zurückzuführen? Zwar gibt es, wenn man die Derivation hinzunimmt, einige halbwegs semiotisch integrale Zeichen wie /-et-/ für das Präteritum der schwachen Verben, /-heit/ und /-ung/ für die syntaktische Derivation von Substantiven, aber ganz überwiegend finden wir Minimalzeichen, die weder integer noch auf semantisch "volle" Zeichen rückführbar sind: /-e, -es, -er, -em, -en/ und dergleichen mehr. Von den Flexionszeichen, die in den lexikalischen Stamm integriert sind (und von der Suppletion à la /sein, ist, war/ bzw. /viel - mehr/) ganz zu schweigen. Schließlich müssen wir uns ja auch mit Verhältnissen wie /geb-/ - /gab-/ - /gäb-/, /schlaf-/ - /schliefe/ - /schlief-/, /denk-/ - /dacht-/ - /dächt-/, mit /Vater - Väter/ etc. auseinandersetzen.

Man kann sich nun die Frage stellen, was solche Erscheinungen in einer natürlichen Sprache für den Lernprozeß und für die diachrone (In-)stabilität zu bedeuten haben. Für den Lernprozeß wenigstens sind die leicht beobachtbaren Konsequenzen einigermaßen klar. Was so beschaffen ist, das unterliegt einer quasi-mechanischen Konditionierung durch die "Kontexte" des Sprechens, die sich im Normalfall nicht zu einem Zeichen für den Sprecher verdichten. /geb-/ und /gab-/ sind einfach zwei verschiedene, bloß durch ihre Verwendungskontexte systematisch aufeinander bezogene Zeichen, aber die grammatische Information <Präteritum> verdichtet sich nicht zu einem selbständigen Zeichen. Die Wortformen flektierender Sprachen bilden im Extremfall komprimierte Zeichen, deren einzelne Bestandteile selbst keinen selbständigen und autonomen Zeichenstatus

⁴ Man darf aber auch nicht vergessen, daß in anderen morphosyntaktischen Sprachtypen (namentlich in genuin agglutinierenden Sprachen wie dem Türkischen, Finnischen, Ungarischen, aber auch in genuin isolierenden Sprachen wie dem Chinesischen) das semiotisch eindeutige und durchsichtige grammatische Minimalzeichen, anders als in den flektierenden Sprachen, durchaus die Regel ist. Dabei gilt für das Türkische z.B. eine eindeutige Form-Inhalt-Zuordnung, für eine isolierende Sprache wie das Chinesische, wenn ich es richtig verstehe, die Beziehbarkeit der grammatischen Minimalzeichen auf lexikalische "Ausgangsformen". Von diesen Verhältnissen her rührt das außerordentliche Interesse, das die sprachvergleichende Spracherwerbsforschung beanspruchen darf, deren Stand man sich an dem großen Sammelwerk von Slobin (1985ff) und von Bates & MacWhinney (1989) verdeutlichen kann.

mehr beanspruchen können. Der Vokal /ä/ in /Väter/ "bedeutet" nicht <Plural>. Das wäre eine unsinnige Behauptung. Die Vertreter der "Natürlichkeitstheorie" sind der Ansicht, daß diachroner Wandel im Prinzip zu mehr "Natürlichkeit" führen sollte. Das heißt nichts anderes, als daß ein mittlerer und segmentaler Grad der Grammatikalisierung gegenüber den schwächer und den stärker grammatikalisierten Optionen als "natürlich" privilegiert wird. Und sie sind der Meinung, daß die Tendenzen und Neigungen, die im Spracherwerb sichtbar werden, in die nämlichen Richtung weisen.

Nun kann man freilich argumentieren (vgl. Werner 1987), daß die Tendenz zur Bündelung und Kontrahierung mehrerer grammatischer Bedeutungselemente, gar zur "Einverleibung" derselben in die dominanten lexikalischen Einheiten (wie etwa bei der Umlautung), nicht weniger "natürlich" (weil sprechökonomisch) sei als die Tendenz zur analytischen Expansion. /gab/ ist kürzer als /gebte/, und es sind gar nicht so wenige Sprachen, die von den Mitteln der "Stamm-" oder der "inneren" Flexion Gebrauch machen. Wichtig scheint, nach den vorliegenden typologischen Daten, vor allem das Verhältnis von Frequenz und Irregularität zu sein. Ein Beispiel: Ich kenne kein Spracherwerbsdokument, das den Versuch belegen könnte, die hochgradig suppletiven Verhältnisse der hochfrequenten, ja allgegenwärtigen, Formen des Auxiliars /sein/ zu regularisieren. Auch diachron erscheinen sie nicht bedroht. Verben, die in die schwache Konjugation übergehen, sind dagegen allesamt eher niederfrequent. Seltenheit, Gebrauch in wenigen Kontexten, scheint mit Irregularität und hohem semiotischem Verdichtungsgrad nur schlecht vereinbar zu sein, während Hochfrequenz und starke Generalisierung über Kontexte fast jeden Grad von Unregelmäßigkeit verträgt. Und Grammatik *ist* Hochfrequenz! Elemente, die ihren Wort- und vielleicht auch ihren Silbencharakter verlieren und mit anderen fusionieren, verlieren fast immer ihre ausdrucksseitige Integrität. Man vergleiche etwa das Schicksal des Pronomens /du/ in den Wendungen: /Hassmane Mark?/, /Willste noch was?/, /Wirste krank?/. Das Wort wird reduziert zu einem Schwa-Laut, der nicht mehr als Kern einer betonten Silbe fungieren kann (wie er übrigens auch die Flexionselemente des Deutschen dominiert). Solche Beispiele belegen, daß formulaisch eng geknüpfte grammatische Elemente im Deutschen zur Komprimierung und Fusion tendieren.

Wann nun ist der Punkt erreicht, an dem die "Verdichtung" grammatischer Information für das Sprechen bedrohlich oder dysfunktional werden könnte? Wann muß der Sprecher bereit und in der Lage sein, verdichtete Informationen wieder "auszupacken" und sie aus ihrer quasi-mechanischen Konditionierung zu befreien? Sichtlich dann, wenn die "erforderlichen"⁵ Unterscheidungen nicht mehr gewährleistet sind, wenn ein Element ganz verschwunden ist oder (nicht nur seine semantische Integrität, sondern auch) seine distinktive Funktion im Sprechen eingebüßt hat. Aber natürlich auch dann, wenn die Frequenz im Sprechen sich so verändert, daß entweder die vorhandene Irregularität nicht mehr tolerierbar oder mehr Irregularität für die "Mechanik" des Sprechens praktikabel wird.

Und damit sind wir auch wieder an einem Punkt angelangt, an dem es sinnvoll ist, die Verhältnisse des Spracherwerbs zu vergleichen. Der (in Sonderheit lexikalische) Zuwachs verändert auch die inneren Frequenzverhältnisse des repräsentierten Sprachsystems, und wenn es stimmt, daß da mehr Regelmäßigkeit und "Natürlichkeit" zu finden ist, wo die Gebrauchsfrequenz geringer ist, dann liegt der Schluß nahe, daß Kinder die regelmäßigeren und "natürlicheren" Formen (deren Gesamtzahl größer, deren Gebrauchsfrequenz aber geringer ist) an einem bestimmten Punkt als systematischer

⁵ Die Anführungszeichen weisen dezent darauf hin, daß wir durchaus nicht wissen, welche Unterscheidungen im einzelnen und grundsätzlich notwendig sind und welche nicht.

und geordneter "entdecken" und sie dann zur Reanalyse und Flexibilisierung der hochfrequent-irregulären Formen verwenden. Die typischen passageren Erwerbsfehler markieren den (bereichsweisen) Übergang von der unanalysierten Übernahme komplexer und verdichteter Formen (in Morphologie und Syntax) zu deren analogischer Reanalyse und "Re-Repräsentation" (diesen Ausdruck gebraucht Karmiloff-Smith 1992). Wenn sie wieder verschwinden, dann ist das System der grammatischen Unterscheidungen in diesem Felde wieder im Gleichgewicht und auf einer höheren Ebene der Automatisierung *und* der Bewußtheit verfügbar.

Als kleine *reservatio mentalis* gegenüber Werners (1987) Kritik an der Natürlichkeitstheorie wollen wir am Ende doch notieren, daß die neue Antinomie von "Komprimieren" und "Expandieren" so flächendeckend ist, daß ihr jedenfalls nichts entgeht. Sie ist daher empirisch nicht widerlegbar. Alle dynamischen Erscheinungen können entweder der einen oder der anderen Seite zugeschlagen werden. Eine solche Theorie ist eine feste Burg, sie schützt ihre Vertreter vielleicht ein wenig zu gut.

5. Einige Schlußfolgerungen

Privilegiert sind im kindlichen Spracherwerb zuerst die Beobachtungsverhältnisse. Das Sprachsystem wird in seiner "dynamischen Instabilität" sichtbar, weil Veränderungen in kürzesten Zeiträumen stattfinden. Privilegiert ist der Spracherwerb aber auch als "Schnittstelle" von Selbstreproduktion des Sprachsystems und individueller Aneignung. Dennoch darf man ihn nicht als Miniaturmodell des Wandels vorstellen.

Die grammatischen Verhältnisse, mit denen das Kind im Spracherwerb konfrontiert wird, sind (in Sprachen wie dem Deutschen) in höchstem Maße inhomogen. Sie reichen von quasi-mechanisch konditionierten Stamm- und Endungsabwandlungen bis hin zu grammatischen Zeichen, die praktisch immer dieselbe Form und denselben Inhalt aufweisen. Wo die Grammatik von tonschwachen, synkretischen, schwachsilbischen oder subsyllabischen Einheiten dominiert wird, da gehen "notwendige" Distinktionen leicht verloren, Suppletion und Lautwechsel im Stamm wirken da ausgleichend und sorgen namentlich im hochfrequenten Bereich für die Erhaltung maximaler Distinktivität. Der Umstand, daß es in Sprachen mit syllabischen, tonstarken und eindeutigen grammatischen Zeichen zumindest weniger (einige sagen: keine) Suppletion gibt, deutet in die nämliche Richtung.

Man kann sich nun fragen, wie die Bedürfnisse nach Deutlichkeit, Kürze und Regelmäßigkeit von Fall zu Fall (in der Sphäre des Wandels und in der Sphäre des individuellen Lernprozesses) ausgeglichen werden. Interessant wäre es z. B., eine Form, die mit Bezug auf den individuellen Lernprozeß spät und unsicher und mit Bezug auf den diachronen Wandel gefährdet ist (wie z.B. der flexivische Konjunktiv), genauer unter die Lupe zu nehmen: Wie werden die Oppositionen zum Indikativ signalisiert? In welchen Kontexten sind sie für die Kommunikation unentbehrlich? In welchen kritischen Kontexten tauchen sie gehäuft im Lernprozeß auf? Welche analytischen Ersatzformen sind vorhanden? In welchen Kontexten kann man diese beobachten? Haben sie eine erkennbare Neigung zur Ausweitung ihres Gebrauches? Werden sie von Kindern in Kontexten gebraucht, die es in der Erwachsenensprache so nicht gibt? Welche (medialen) Voraussetzungen sind an den individuellen Erwerb geknüpft?

So belehrt uns die synchrone Grammatik (gründlich: Eisenberg 1989: 127ff) darüber, daß der Konj. I sich von den entsprechenden Indikativformen bei den schwachen Verben nur durch die Dazwischenkunft des Schwa unterscheidet,⁶ der Konj. II bei den schwachen Verben gar nicht. Ein wenig anders liegen die Dinge bei den starken Verben, die zwar das gleiche Endungssystem verwenden, aber von den Indikativformen dadurch deutlicher unterschieden sind, daß der Konj. I immer den Infinitivstamm verwendet, der Konj. II dagegen, wo immer das möglich ist, den Präteritumsstamm umlautet. Die Indikativparadigmen verhalten sich komplementär, so daß häufig bei den starken Verben die Unterschiede von Ind. und Konj. halbwegs deutlich bleiben. Nehmen wir ein nicht untypisches starkes Verb wie /fahren/:

Konj. I:	Ind.
Ich fahre	ich fahre
du fahrest	du fährst
er fahre	er fährt
wir fahren	wir fahren
ihr fahret	ihr fahrt
sie fahren	sie fahren

Konj. II:	Ind.
Ich führe	ich fuhr
du führest	du fuhrst
er führe	er fuhr
wir führen	wir fuhren
ihr führet	ihr fuhr
sie führen	sie fuhren

Wer das Paradigma des Konj. I sichtet, der wird nicht umhin können, an Sapirs Feststellung zu denken, wonach diachron bedroht ist, was den Sprechern im Gebrauch merkwürdig und unbehaglich vorkommt. Gleichzeitig meldet die synchrone Grammatik, der Paradedfall für die Anwendung des Konj. sei die indirekte Rede nach den *verba dicendi*. Nun kann man durchaus der Meinung sein, das Signalement der *verba dicendi* selbst reiche hier völlig aus. Ob einer berichtet: /Karl sagt, er mache das/ oder /Karl sagt, er macht das/ ist für die Deutlichkeit der Rede ziemlich gleichgültig. Nach eindeutig faktiven Verben scheidet der Konj. ohnehin aus. Die diachrone Grammatik (z.B. ausführlich Behaghel 1924 II:219ff) meldet dazu, daß es für die flexiven Konj. zu allen Zeiten analytische "Ersatzformen" auf der Grundlage modaler Hilfsverben gegeben hat. Sie meldet nicht, ob diese Ersatzformen vielleicht eher Mündlichkeit konnotieren, belehrt aber darüber, daß das vermeintliche Nacheinander von Konj. und Umschreibung womöglich immer ein Nebeneinander gewesen ist. Die "Ersatzformen" sind immer mit distinktiven Konj.-Formen der modalen Hilfsverben gebildet worden: mit /wolle, dürfte, müßte/, und im nhd. rückt die analytische Umschreibung mit /würde/ so stark in den Vordergrund, daß man von einem konjunktivischen

⁶ Der Schwa ist der schwächste Distinktor, der im deutschen Flexionssystem zu haben ist. Obwohl er segmental, und damit nach den Kriterien der Natürlichkeitstheorie "natürlicher" ist als Ab- oder Umlautung und Stammflexion, ist seine Deutlichkeit und Integrität für das Sprechen weit geringer.

"Hilfsverb" */würden/ sprechen könnte, indizierte nicht der nach wie vor fehlende Infinitiv (ähnlich wie bei */möchten/) die Abkunft der Neubildung aus dem Konj. II von /werden/.

Schaut man nun in die Spracherwerbsdaten (vgl. Knobloch 1998), so findet man bei Vorschulkindern im produktiven und im formelhaften Gebrauch praktisch nur die Umschreibungen mit /würde, wäre, hätte/,⁷ und man findet sie gehäuft in einem Verwendungskontext, der in der Erwachsenensprache völlig unbekannt ist: im kollektiven Symbol- und Fiktionsspiel, genauer: in den Kommunikationen des Spiels, welche den Spielwert von Rollen und Requisiten fixieren: /Das war jetzt wohl das Kinderzimmer, die hätten geschlafen und du würdest an die Tür klopfen/. Dieser kritische Kontext führt zu einer temporären Hochkonjunktur dieser Bildungen in der Kindersprache. Ein "Modell" für die Generalisierung wird erzeugt, das auch für die belegten formulaischen Konj.II-Formen zutrifft, z.B. /beinahe hätte ich./, /das hätte ich nicht gemacht/, /als ob er geschlafen hätte.../. Die pragmatischen Besonderheiten dieser Kommunikation zwingen gewissermaßen zur Auseinandersetzung mit der epistemischen Differenz zwischen den Geltungen der Alltagswelt und der Spielfiktion. Und das tun sie unabhängig davon, welche Formen für diesen Zweck tatsächlich von den Kindern tradiert werden. So läßt sich auch Indikativ-, Präteritums- und Modalverbgebrauch in diesen Kommunikationen belegen, in jedem Falle aber trägt der pragmatische Kontext zur Etablierung einer echten Geltungsdifferenz bei, an die sich sprachliche Kategorisierungen anlagern können.

Daß er langfristig schlechte Karten hat, bescheinigt schon Behaghel (und mancher vor ihm!) dem flexivischen Konj. im Deutschen. Nur kann uns der prekäre Status diachroner Beobachtungen noch lange darüber im Unklaren lassen, ob aus dem Nebeneinander der analytisch explizierenden Umschreibungen und der Flexionsform tatsächlich ein Nacheinander werden wird. Der Spracherwerb mag uns einen Fingerzeig geben, aber wer garantiert uns, daß diejenigen einmal aussterben werden, deren Selbstwert an der Tradierung alter, mit Bildungsprestige verbundener Sprachformen hängt? Wie virulent die entsprechenden Deutungsmuster in der Öffentlichkeit noch sind, belegt die Debatte um die Rechtschreibreform. All das zeigt nur, daß an der Resonanz- und Durchsetzungsfähigkeit sprachlichen Wandels auch soziolinguistische Faktoren beteiligt sind, die in der Welt der "natürlichen Morphologie" gar nicht vorkommen.⁸

Wenn dann im Zusammenhang des Schriftspracherwerbs der "reguläre" flexivische Konj. erworben wird, dann hat er sich gegen die starke Konkurrenz der /würde/-Formen und des Indikativs zu behaupten, und das bei weitestgehender Funktionslosigkeit. Wo er nämlich deutliche Funktionen trägt, etwa in den konditionalen Konstruktionen und bei deren näherer Verwandtschaft, da dominiert der Konj. II, dessen Ersetzung durch /würde/ auch schriftsprachlich weitgehend toleriert wird. So leben die Reste des flexivischen Konj., sieht man von den (modalen und sonstigen) Auxiliaren ab, bei denen die Konj. zur quasi-lexikalischen Verselbständigung neigen, ein

⁷. In den gängigen Grammatiken gilt nur die /würde/-Form als "Umschreibung" für den Konj. II, die /hätte/-Form und die /wäre/-Form dagegen gelten als reguläre Konj. II-Formen der Hilfsverben, mit denen die periphrastischen Vergangenheitstempora gebildet werden. Diese Argumentation ist zweifellos "grammatisch korrekt", unbefriedigend jedoch darin, daß sie zweierlei nicht berücksichtigt: a. der analogische "drift" von /hätte/ und /wäre/ begünstigt die /würde/-Umschreibung stark; b. um so mehr, als die Differenzen zwischen /hätte/, /wäre/ und /würde/ praktisch ohne ihren "regulären" temporalen Sinn sind. Im Spiel unterscheiden sie zwischen den (gleichermaßen fiktiven) Prämissen und den Konsequenzen des laufenden Skripts.

⁸. Hier sollte man Wurzel ausnehmen, der (1991 und öfter) zumindest pauschal auf die soziale Resonanzfähigkeit als Gegenstück der "Natürlichkeitstendenzen" verweist.

kümmerliches Leben, künstlich beatmet durch Pedanten und Sprachpfleger, durch die, welche Sozial- und Bildungsdistinktion dadurch zu gewinnen hoffen, daß sie ihn noch beherrschen.

Die durchsichtigen und analytisch expliziteren Formen im Spektrum zwischen lexikalischer Umschreibung und grammatischer Schematisierung dienen, so scheint es, gewissermaßen als Innovationsressource für die Fälle einer im Vergleich zur Frequenz und zur Funktion zu hohen Verdichtung. Mit ihrer Hilfe kann reanalysiert und restrukturiert werden, was undurchsichtig oder funktionslos geworden ist. Das ist möglicherweise ihr gemeinsamer Nenner in Diachronie und Erwerb. Dann hört die Vergleichbarkeit jedoch alsbald auf. Denn im Erwerb dienen die "durchsichtigeren" Optionen zur Aneignung und Re-Repräsentation der undurchsichtigen, im Wandel dienen sie deren Ersetzung.

Literatur

- Augst, Gerhard (1977): "Wie stark sind die starken Verben?". *Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zur diachronen Sprachbetrachtung*. Wiesbaden: Athenaion. S. 125-177.
- Behaghel, Otto (1924 II): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band II. Die Wortklassen und Wortarten*. Heidelberg: Winter.
- Bittner, Andreas (1991): "Präferenztheorie, Sprachwandel und Spracherwerb oder Wenn Spracherwerb Sprachwandel wär". Bassarak, Armin & Bittner, Andreas & Bittner, Dagmar (Hrsg.): *Innersprachliche Faktoren des Wandels*. Essen: Univ. Essen (=Prinzipien des Sprachwandels 5). S. 3-16.
- Bittner, Andreas (1996): *Starke 'schwache' Verben - schwache 'starke' Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bowerman, Melissa (1982): "Starting to talk worse: Clues to language acquisition from children's late speech errors". Strauss, S. (ed.): *U-shaped Behavioral Growth*. New York: Academic Press. S. 101-146.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung*. Tübingen: Niemeyer.
- Eisenberg, Peter (1989): *Grundriss der deutschen Grammatik*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Fehr, Johannes, Hrsg. (1997): *Ferdinand de Saussure. Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (1998): "Idiomatische Prägung". Barz, Irmhild & Öhlschläger, Günther (Hrsg.): *Zwischen Grammatik und Lexikon*. Tübingen: Niemeyer. S. 69-80.
- Jespersen, Otto (1925): *Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*. Heidelberg: Winter (Übersetzung der engl. Ausgabe London 1922).
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): *Beyond Modularity*. Cambridge, Mass.: MIT.
- Kellermann, Günter & Morrissey, Michael D. (eds.): *Diachrony within Synchrony: Language History and Cognition*. Frankfurt/M.: Lang 1992.
- Knobloch, Clemens (1998): Wie man "den Konjunktiv" erwirbt. *Siegerer Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen (SPAsS) Heft 2*. Siegen.
- Lehmann, Christian (1991): "Grammaticalization and related changes in contemporary German". Traugott, E.C. & Heine, B. (eds.): *Approaches to Grammaticalization, Vol. II: Types of grammatical markers*. Amsterdam, Phil.: Benajmins. S. 493-535.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle: Lincom.

- Sapir, Edward (1961): *Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache*. München: Hueber (zuerst engl. New York 1921).
- Slobin, Dan I. (1977): "Language change in childhood and in history". MacNamara, John (ed.): *Language learning and thought*. New York: Academic Press. S. 185-214.
- Slobin, Dan I. (1985ff): *The crosslinguistic study of language acquisition*. 4 Vols. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Waxman, S. & Markov, D.B. (1995): "Words as invitations to form categories: Evidence from 12- to 13-month-old infants". *Cognitive Psychology* 29,3. S. 257-302.
- Werner, Otmar (1987): "Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität". Boretzky, Norbert u.a. (Hrsg.): *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren*. Bochum: Brockmeyer. S. 289-316.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*. Berlin: Akademie.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1991): "Faktoren des Sprachwandels". *Papiere zur Linguistik* 44/45, 1/2. S. 159-173.